

Jesuiten auf der Bühne

Von JOHANNES B. LOTZ S. J.

„Die erste Legion, ein Spiel von der Gesellschaft Jesu“ gehört zu den erfolgreichsten Bühnenstücken der Gegenwart. Von Amerika nach Europa herübergebracht, hat das Spiel schon vor Jahren im europäischen Ausland zahlreiche Aufführungen erlebt und ungewöhnliche Anteilnahme gefunden. In Zürich mußte es seinerzeit etwa 40 mal wiederholt werden. In Deutschland war ein solches Stück während des Dritten Reiches natürlich untragbar; zeigt es doch den verfemten Jesuitenorden in günstigem Licht, wobei unter den elf Personen des Spieles nicht weniger als acht Jesuiten auftreten. So kam es erst im Mai 1946 zu einer deutschen Uraufführung, die das Stadttheater Konstanz wagte. Auch sie gestaltete sich zu einem bedeutenden Erfolg: 32 mal mußte das Stück gegeben werden.

Der Verfasser der „Ersten Legion“, Emmet Lavery, ist (nach American Catholic Who's Who 1938/39, 236) 1902 in Poughkeepsie (N. Y.) geboren. Beruflich wird er als Zeitungsredakteur, Schauspieldichter und Rechtsanwalt vorgestellt. Das Rechtsstudium hat er an der von den Jesuiten geleiteten Fordham-Universität in Neuyork gemacht. So trat er in Beziehung zu dem Orden, unter dessen Mitgliedern er auch Freunde zählt. Daher kommt es wohl, daß er sich über den Geist und die Lebensgewohnheiten der Gesellschaft Jesu verhältnismäßig unterrichtet zeigt, was freilich manche übersteigerte Aussprüche und Verzeichnungen innerhalb seines Stückes nicht ausschließt. Schon aus diesen ergibt sich, daß Lavery nicht selbst Jesuit sein kann, wie vielfach behauptet wurde. — Derselbe Schriftsteller hat noch ein anderes Spiel von ähnlich religiösem Charakter geschaffen, „Monsignores große Stunde“, das sich im Vatikan und um die Person des Hl. Vaters entfaltet. Vor kurzem hat es ebenfalls in Konstanz seine deutsche Uraufführung erlebt.

Ihrer Grundabsicht nach will die „Erste Legion“ zeigen, wozu die Jesuiten auf der Welt sind oder was dieser Orden eigentlich ist. Die Antwort, die aus dem Stück hervorgeht, ist: die Jesuiten sind der Vortrupp des Gottesreiches, die erste Legion der Kirche, die sich restlos für Christus einsetzt und verzehrt. Diesen auf den ersten Blick so undramatischen Stoff bühnenwirksam zu gestalten, verlangt einen echten Dramatiker, wie Lavery tatsächlich einer ist. Durch eine Fülle von Konflikten und Spannungen steigert er die Handlung mit hinreißender Wucht, besonders in der Krise des P. Ahern, ihrem Höhepunkt entgegen. Dabei zeigt er immer wieder einen ausgeprägten Sinn für das bühnenmäßige Wirksame und im besonderen für eindrucksvolle Szenenschlüsse; doch gleitet vielleicht manchmal das Künstlerische in das Journalistische ab. Stets erweist er sich als Meister eines geistvollen, packenden Dialogs; das ist gerade bei diesem Spiel wichtig, da sich seine Handlung meist im Dialog verbirgt und nur selten zu selbständiger Entfaltung kommt. Als Beispiel nennen wir das atemraubende Zwiegespräch zwischen dem zum Austritt aus dem Orden entschlossenen P. Ahern und dem ge-

lähmten Jimmy, der mit seinem unbefangenen, kindlich naiven Geplauder alle Wunden in der Seele des anderen neu aufreißt und ihn so mit jedem Satz neu vor die scheinbar schon vollzogene Entscheidung stellt. — Doch in dem Hauptvorzug des Stückes, nämlich in seiner dramatischen Kraft, liegt wohl auch seine größte Schwäche; denn um der ungebrochenen Höchststeigerung der Spannung willen wird der Stoff in nicht unwesentlichen Zügen vergewaltigt, womit sich gewisse Schranken des dramatischen Könnens verraten.

Ein reiches und ungemein reizvolles Leben verleihen dem Ganzen die kraftvoll und zugleich psychologisch fein durchgeführten Gegensätze. Das Widerspiel zu den gläubigen Menschen bildet der Unglaube des Hausarztes Morell, eines erklärten Freigeistes. Innerhalb des gläubigen Bereiches hebt sich von der strengeren Welt des Ordens der lebenswürdige, humorvolle Ortspfarrer, Monsignore Carey ab, der in seiner abgeklärten Lebensweisheit immer wieder ein ausgleichendes Wort findet. Innerhalb der Ordensgemeinschaft wiederum treffen zwei Richtungen aufeinander, die sich aus ihrer verschiedenen Einstellung zum gemeinsamen Ideal ergeben; diesen Unvollendeten und Ringenden treten als Verkörperung des Ideals der Rektor und der Visitator gegenüber. Schließlich werden alle diese Gegensätze von der einen großen Grundspannung zwischen dem Menschlichen und dem Göttlichen, das hier in der Gestalt des Wunderbaren erscheint, umfassen; daran entzündend und lösend sich die Konflikte der Menschen.

Wie eben angedeutet wurde, kommen der Rektor P. Duquesne und der Visitator (zum Schluß Nachfolger des Rektors) P. Quaterman dem Ordensideal am nächsten. Der eine ist ein großzügiger, überlegener Mann, der seine Untergebenen mit milder, aber auch fester Hand zu leiten weiß. Der andere ist diesem geistesverwandt und steht ihm persönlich nahe; um ihn weht etwas von der Weite der Welt, da er nach langjährigem Wirken, auch als Missionsbischof, über Rom aus Indien zurückgekehrt und von dem Ordensgeneral selbst in dieses Kolleg gesandt worden ist. Die Grenzen des P. Duquesne werden uns noch beschäftigen.

Was die beiden Richtungen im Kreise der übrigen Patres angeht, so stellen den einen Pol der Vizerektor P. Keene und der Novizenmeister P. Stuart dar. Sie sind ziemlich kühle und harte Typen, die als etwas finstere, sture Eiferer geneigt sind, den Geist durch den Buchstaben zu vergewaltigen und ohne Sinn für das Menschliche alle natürlichen Gottesgaben und Kulturgüter zu verdächtigen, ja zu verneinen. Zu Beginn des Stückes sind sie fest überzeugt, die eigentlich echten Vertreter des Ordens zu sein, weshalb sie sich auch berufen fühlen, die „drei Musketiere“ (von denen unten näher die Rede sein wird) wieder auf die rechte Bahn zurückzuführen, wobei sie natürlich alles nach ihrem eigenen Horizont bemessen möchten. In Wahrheit sind sie weithin der ewigen Versuchung des Ordenslebens, ja des Christenlebens überhaupt, erlegen, nämlich einer gewissen pharisäischen Geistesenge und Überheblichkeit. Daher begegnen uns in ihnen so manche Züge jenes Zerrbildes des Jesuiten, das durch die Hetschriften geistert und noch

heute in manchen Köpfen spukt. Zur Überwindung dieser falschen Vorstellungen kann das Spiel viel beitragen, weil es deutlich erkennen läßt, daß der wahre Jesuit ganz anders aussieht. So distanziert sich der Rektor immer wieder von den beiden Eiferern und weist sie in ihre Schranken, wodurch sie ständig mehr an Boden verlieren; schließlich werden sie sogar ihrer leitenden Posten enthoben und an ganz bescheidene Stellen versetzt. — Wenn man freilich mit dem Leben im Orden wirklich vertraut ist, wird es einem etwas unwahrscheinlich vorkommen, daß einem Mann von der Art des P. Stuart jemals die wichtige Aufgabe des Novizenmeisters übertragen würde.

Den Gegenpol bilden die drei jungen Patres Fulton, Raleigh und Ahern. Sie sind edle, hochstrebende, aber noch ringende Menschen. Die Krisen, die sie durchmachen müssen, berühren den Kern des Ordenslebens, nämlich die drei Gelübde. Dabei geht es für Fulton um die Armut, weil ihn die Musik lockt und so die irdischen Güter in ihren Bannkreis ziehen. Nach Raleigh ruft eine reine Jugendliebe, die seine Gott gelobte Ehelosigkeit gefährdet. Aherns Erprobung liegt im Bereich des Gehorsams, der gerade dem Jesuiten seine eigentümliche Prägung verleiht. Mit Recht bildet daher diese Auseinandersetzung das zentrale Geschehen des Spieles, wie sie auch an Tiefgang die beiden andern übertrifft.

Hinter den Krisen von Fulton und Raleigh steht eine merkwürdig verengte, fast verkrampfte Auffassung des Ordensideals; es sieht so aus, als ob der finstere Geist, der in den beiden Eiferern zutage trat, doch nicht unbeträchtlichen Einfluß gewonnen hätte. Auch wird die Tätigkeit der Jesuiten in manchen Äußerungen zu einseitig auf die Wissenschaft beschränkt, während sie vom konkreten Leben und der praktischen Seelsorge wie abgeschnitten erscheinen. Hierdurch werden die Schwierigkeiten, die gewiß zutiefst in der Eigenart der beiden Patres wurzeln, verschärft und vielleicht erst ausgelöst. Mit vulkanartiger Unwiderstehlichkeit bricht ihre innere Not aus diesen Männern hervor; dabei werden wir sogleich zu der höchsten Aufgipfelung ihrer Konflikte emporgerissen, indem sie ihren Entschluß zum Austritt aus dem Orden kundtun. Dieses Äußerste wirkt hier, obwohl solche Situationen vorkommen, allzu befremdend, weil es uns ziemlich unvermittelt überfällt. Man hat den Wunsch, daß es von einer inneren Charakterentwicklung noch mehr begründet und vorbereitet wäre.

Fulton und Raleigh überwinden ihre Krisen durch die wunderbare Heilung des P. Strelsky, der nach langem Siechtum plötzlich wieder gehen kann, sowie durch die vielen außerordentlichen Geschehnisse, die sich daran anknüpfen. Dieses sichtbare Eingreifen Gottes wirkt auf sie als überwältigendes Zeichen dafür, daß die übernatürliche Gotteswelt und damit auch ihr Beruf stärker als alle irdischen Werte sind. Ihre neue glühende Hingabe an das Ordensideal schließt freilich einen tiefgreifenden Wandel in der Auffassung dieses Ideals ein. Unter der weisen Führung des Rektors und seines Nachfolgers wachsen sie über die verzerrende Sicht der beiden Eiferer hinaus und lernen so erst ihren Orden in der ganzen Fülle seiner weit gespannten

Möglichkeiten schauen. Befreiend ist für sie vor allem das Wissen: ein edles, reiches Menschentum, entsprechend geläutert und eingeordnet, widerstreitet keineswegs der Eigenart des Jesuiten, sondern gehört im Gegenteil wesentlich dazu. Das wird gegen Schluß des Spieles dadurch besiegelt, daß Fulton als Studienpräfekt seine Liebe zu den Kulturgütern und Raleigh seinen Sinn für das menschlich Wertvolle als Novizenmeister einsetzen soll. Insofern dabei der eine seine Gaben nur noch zur Ehre Gottes gebrauchen will und der andere auf seine Jugendliebe endgültig verzichtet, wird wohl der für das Ordensleben so wesentliche Geist der Entsagung hinreichend gewürdigt.

An dieser Stelle ist die wichtige Frage zu stellen, ob die Lösung der Konflikte durch das Wunder nicht einem *Deus ex machina* gleichkommt. Tatsächlich vermißt man hier eine allmähliche innere Entwicklung der Charaktere genau so wie beim Aufbrechen der Krise. Auch wird durch diese Art der Gestaltung denjenigen kaum eine Hilfe geboten, die ohne den Beistand von Wundern mit ihren Schwierigkeiten fertig werden müssen. Allerdings scheint der hier eingeschlagene Weg bühnentechnisch am leichtesten und eindrucksvollsten zu sein. — Doch zur letztlich gerechten Beurteilung des Ganzen ist sehr zu beachten, daß die beiden bisher besprochenen Konflikte mehr Nebengeschehen sind. Deshalb darf (und muß vielleicht) bei ihnen die innere Entwicklung zurücktreten; selbst ihre Lösung durch eine Art von *Deus ex machina* wird so erträglicher.

Das Hauptgeschehen des Spieles ist, wie oben bereits angedeutet wurde, der Gehorsamskonflikt des P. Ahern. Dieser aber entzündet sich gerade an der Heilung Strelskys und den anderen wunderbaren Ereignissen und macht sie deshalb als Voraussetzung und Ansatz der dramatischen Entwicklung künstlerisch notwendig. Diesmal entfaltet sich die Krise vor unseren Augen Schritt für Schritt bis zu ihrem Höhepunkt, wobei die einzelnen Momente psychologisch fein ineinandergreifen.

Ahern, ein hervorragender Jurist, der gewohnt ist, alles genau zu prüfen, und dessen Scharfsinn sich nur schwer beugt, zweifelt an der Echtheit der angeblich zahlreich geschehenen Wunder. Diese sind der Fürbitte des seligen Josef Martin zu verdanken, dessen Gebeine in der Kollegskirche ruhen. Seine Heiligsprechung, die der große Lebenswunsch des Rektors ist, betreibt dieser jetzt mit allen Mitteln. Daher ernennt er (im Einverständnis mit dem Provinzial) Ahern zum Postulator, also zum amtlichen Vertreter der Heiligsprechung in Rom. Ahern aber bittet, davon Abstand zu nehmen, indem er Duquesne seine Bedenken eröffnet; doch der Rektor besteht auf seinem Vorhaben. In seiner inneren Not hofft Ahern einen Bundesgenossen in Dr. Morrell zu finden; allein der Freigeist erklärt überraschenderweise die außerordentlichen Vorkommnisse für echte Wunder und setzt sich mit aller Kraft dafür ein. Aherns Seelenqual wächst bis zum Unerträglichen, als ihm der Arzt bald darauf unter dem Beichtsiegel mitteilt, er halte alles für Täuschung und Suggestion und habe den Wunderrausch nur unterstützt, um zu erproben, wieweit die Macht der Einbildung reiche, und um dem Stolz der Jesuiten

einen empfindlichen Schlag zu versetzen. In einer Szene von äußerster dramatischer Kraft stellt dann der nichtsahnende Rektor den Arzt und Ahern einander gegenüber. Morell spricht sich von neuem, wenn auch in gewundenen Redeweisen, für die Echtheit der Wunder aus. Ahern, von Duquesne nach den Gründen gefragt, aus denen er sich diesem Urteil nicht unterwerfe, gesteht, durch das Beichtsiegel gebunden, er habe keine Gründe, und bittet, von der Übergewalt der Spannungen zerbrochen, um seine Entlassung aus dem Orden. Das ist für die schon geschwächte Gesundheit des Rektors zuviel: er bricht sterbend zusammen.

Zunächst erlebt man hier die großartige Steigerung der Spannung staunend mit. Doch bei ruhiger Nachprüfung regen sich Bedenken über die Voraussetzungen, durch die diese Steigerung erkaufte ist. Gewiß kann ein Oberer in der Gesellschaft Jesu einem Untergebenen auch etwas befehlen, was dessen Einsicht widerstreitet; von dem Untergebenen wird in einem solchen Fall — natürlich immer im Rahmen des sittlich Erlaubten — der Gehorsam des Verstandes verlangt, kraft dessen er gehalten ist, sein Urteil dem des Vorgesetzten zu unterwerfen. Doch wird die väterliche Güte, mit der nach den Konstitutionen des Ordens jeder Obere die ihm Anvertrauten führen soll, für gewöhnlich keinem so schwere Belastungen zumuten, wie das Spiel uns eine miterleiden läßt. Auf Biegen oder Brechen wird man es nur dann ankommen lassen, wenn zwingende Gründe unbedingt dazu nötigen. Liegen derartige Gründe hier vor? Offenbar ist Duquesne dieser Ansicht. Tatsächlich aber scheint ihn dabei seine sonst so überlegene Klugheit im Stich zu lassen.

Von der nach seiner Meinung nahe bevorstehenden Erfüllung seines großen Lebenswunsches voreingenommen, nimmt er vorschnell Wunder als unumstößliche Tatsachen an, die noch keineswegs hinreichend bewiesen sind. Denn der kurze Zeitraum von nur einer Woche, innerhalb dessen sich das Geschehen des Stückes abwickelt, und das fachmännische Urteil nur eines Arztes (obwohl er als Ungläubiger kritisch und als Hausarzt vertrauenswürdig zu sein scheint) genügen nicht, um in so schwierigen Dingen Sicherheit zu gewinnen. Auch die anderen, durch die außerordentlichen Vorkommnisse angelockten Ärzte, von denen kurz die Rede ist, können durch ihre Zustimmung keine Gewißheit erzeugen, da auch sie einer längeren Frist zur Prüfung bedürften. Der vorsichtigen Zurückhaltung und peinlichen Genauigkeit, mit der die Kirche Wunderberichte behandelt, entspricht viel mehr die Einstellung, die Ahern und der Monsignore äußern, als die des Rektors. Nach allem bringt dieser in einer objektiv übereilten Weise, die einzig durch eine gewisse Wunderpsychose zu erklären ist, seinen Untergebenen in äußerster seelische Not. Doch auch darin gibt es noch einen Ausweg, von dem das Spiel nichts weiß. Die Verfassung des Jesuitenordens sieht nämlich ausdrücklich den Fall vor, daß ein Untergebener schwerwiegende Gründe gegen eine Verfügung seines unmittelbaren oder örtlichen Obern vorzubringen hat, bei diesem aber nicht durchdringt. Dann steht ihm das Recht zu, seine Angelegenheit einem höheren Obern, zunächst dem Provinzial und schließlich

sogar dem General, zu unterbreiten und dessen Entscheidung anzurufen. — Man sieht also, daß der jesuitische Gehorsam in Wahrheit nicht so starr und fast unmenschlich ist, wie es die „Erste Legion“ nahelegen könnte. Hier führt das Bestreben, die dramatische Spannung auf das Höchste zu steigern, am meisten zu einer gewissen Verzeichnung der Wirklichkeit. So besteht die Gefahr, daß das Grundanliegen des Spieles, gegen alle Verzerrungen zu zeigen, wie die Jesuiten tatsächlich sind, in einem sehr wesentlichen Punkt vereitelt wird. (Übrigens kann bezüglich der Aussprache Ahern—Morell von einem Beichtiegel im strengen Sinne des Wortes nicht die Rede sein. Denn ein solches liegt nur dann vor, wenn eine sakramentale Beicht wenigstens beabsichtigt ist, was der Arzt von vornherein und ausdrücklich verneint; daß sich die beiden im Beichtstuhl treffen, ändert daran nichts.)

Wie löst sich nun Aherns Konflikt? An seinem Entschluß zum Austritt aus dem Orden vermag weder der menschlich so ergreifende, in Christus gefaßte, ja frohe Heimgang des Pater Duquesne noch das gütige Verstehen seines Nachfolgers etwas zu ändern. Erst die zweifellos wunderbare Heilung des kleinen Jimmy erneuert in seinem Herzen die begeisterte Hingabe an seinen Beruf. — Wieder stehen wir vor einem plötzlichen Umschlag und vermissen die vorbereitende seelische Entwicklung. Wieder nimmt sich das Wunder wie ein *Deus ex machina* aus.

Doch läßt sich auch diesmal eine gewisse innere Begründung dafür geben. Zunächst: weil Aherns Krise im Wunder wurzelt, findet sie durch ein neues Wunder ihre einfachste Überwindung. Dazu kommt vor allem das Schicksal Morells. Sein unehrliches Spiel mit der Heilung Strelskys und den sich daran anschließenden außerordentlichen Vorkommnissen hat ihn in eine furchtbare Zwangslage verwickelt. Sein Neffe Jimmy, den er wie sein eigenes Kind liebt, hat noch nie seine Beine gebrauchen können. Bei ihm liegen die Dinge medizinisch so, daß eine Heilung durch Suggestion völlig ausgeschlossen ist. Nun hat aber der Kleine die feste Überzeugung, daß ihm am Schrein des seligen Josef Martin die ersehnte Hilfe zuteil werden wird. Morell wagt einerseits nicht, die Hoffnung des Kindes zu zerbrechen, anderseits befürchtet er das Schlimmste von der seiner Meinung nach unausbleiblichen, grausamen Enttäuschung. Diese Not treibt ihn zu Ahern in den Beichtstuhl und bereitet seine Umkehr vor. Die dann wider alle seine ärztlichen Prognosen doch erfolgende Heilung seines Neffen verwandelt den Freigeist und Spötter in einen gläubigen Menschen. Morells Konflikt und dessen Lösung wachsen also spontan von den bereits geschehenen Wundern zu dem neuen Wunder hin, weshalb dieses künstlerisch notwendig und so gerechtfertigt erscheint.

Trotz allem, was die beiden Wunder (an Strelsky und Jimmy) in ihrer inneren Notwendigkeit begreiflich macht, wirkt das Wort des sterbenden Rektors befreiend: Das größte aller Wunder ist der Glaube! Morell wiederholt und bestätigt nach Jimmys Heilung dieses Wort. Eine Wundersucht, wie sie die beiden Eiferer und in etwa auch Duquesne an den Tag legen, ist

unchristlich und noch mehr unjesuitisch. Wenn wir auch für jedes echte Wunder, das Gott als Zeichen seiner Güte und Allmacht in unseren Tagen wirken will, dankbar sein sollen, so wäre es doch grundverkehrt, allein auf solche Vorkommnisse sein Christentum und die großen Entscheidungen seines Lebens zu gründen. Das Fundament, das schließlich alles tragen muß, die Wurzel, aus der wir eigentlich leben, ist der Glaube. Er erwächst aus Christi Leben und Werken, er richtet sich an dem ragenden Gotteszeichen der heiligen Kirche aus, innerhalb deren dann auch die einzelnen Wunder jeder Zeit ihre Stelle und ihre Aufgabe haben. Zu diesem Glauben hinzuführen, nicht ihn zu ersetzen, ist der Sinn des Wunders, auch in unserem Spiel. Doch wird der wahre Christ und Jesuit auch ohne solche Wunder mit Gottes Gnade seinen Weg finden, ganz im Sinne des Herrenwortes: Selig, die nicht sehen, und doch glauben!

Abschließend sei die Frage gestellt, woraus eigentlich die ungewöhnliche Anziehungskraft des Stückes zu erklären ist. Sicher wirkt dabei die dramatische Kunst mit, die den Zuschauer von Stufe zu Stufe mitreißt und nicht mehr losläßt. Ebenso ist der Einfluß einer gewissen Neugier und Sensationslust nicht zu verkennen; denn ein Stück, das Einblick in die verborgene Welt des Ordenslebens und gar in die Geheimnisse des Jesuitenordens gewährt, darf man sich nicht entgehen lassen. Ferner sucht jederzeit eine mystizistische Veranlagung der Menschenseele nach dem Außerordentlichen, das ihr hier im Wunder begegnet, wenn nicht auch darin wieder bloß die Sensation erlebt wird. Aber in all dem eingeschlossen und vielfach über all das hinausführend, treibt die Menschen echte religiöse Sehnsucht zu dem Spiel hin.

Tatsächlich vermag es einen mächtigen religiösen Eindruck zu vermitteln, der durch die mancherlei aufgezeigten Schwächen der Handlung im einzelnen nicht zerstört wird, sondern mit diesen versöhnt. Das Stück beweist, daß auch ausgesprochen religiöse Themen, selbst eine Beichtszene, würdig auf der Bühne dargestellt werden, ja durch deren Mittel eine eigenartig tiefe Wirkung entfalten können. Wie man dabei nicht der immer naheliegenden Gefahr der Profanierung erliegen muß, so wird auch eine Dramatisierung solcher Stoffe ohne Verzeichnungen möglich sein.

Was die Gesellschaft Jesu im besonderen angeht, so bringt uns das Spiel die Jesuiten zunächst menschlich nahe, insofern sie vor allem als ringende Menschen erscheinen, obwohl auch zwei im wesentlichen vollendete Gestalten nicht fehlen. Freilich werden hier Spannungen, die im wirklichen Leben des Ordens selten in solcher Schärfe auftreten, mit Rücksicht auf die dramatische Gestaltung in einem Kolleg zusammengeballt und auf das äußerste zugespitzt. Das Ergebnis des Ganzen aber ist, daß sich alle durchringen und bedingungslos ihrem Ideal hingeben. So zeigt die „Erste Legion“ schließlich dieses: die Jesuiten sind nach ihrem Berufsideal Männer, die alles in Christi Dienst stellen und für Christus sich selbst und alles bis zum Letzten zu opfern bereit sind. Dieses Bild ist so groß, daß es alle Vorbehalte, die wir dem Spiel gegenüber machen mußten, zurücktreten läßt.